



Ferienjournal Nr. 244/1 von April 1985

„Über Wladimir Rosenbaum“ Aus den „Notizen eines Müssiggängers“

J.R. von Salis, mit freundlicher Erlaubnis des Autors, © Orell Füssli Verlag Zürich und Schwäbisch Hall 1983

10. Januar 1982. Ich besuche den alten Freund Rosenbaum in seiner Casa Serodine. In dem geräumigen Barock-Palazzo sitzt er, wie eh und je, bei Kunstlicht in seinem kleinen Arbeitskabinett hinter dem Schreibtisch. An den Wänden die Vitrinen, in denen aufgereiht antike Schätze stehen, kleine Plastiken, Töpfereien usw. Viele aus „Grossgriechenland“, der weiten Landschaft um Taranto. Es ist wie mit dem Schweizer Käse, sagt er, den besten findet man im Ausland; ihre besten Kunstwerke exportierten die Griechen nach Süditalien. – Ich habe sie gesehen, im Museum von Taranto, im Museum in Neapel, in Palermo. Mehr als in Griechenland. – Ich sähe gut aus, sagt Ro. Er auch, unverändert seit viele Jahren. Er sei im Dezember 87 geworden. – Gute Geschäfte? – Nein, katastrophal; aber er habe *ein*en guten Kunden, der ab und zu komme, den Zufall. Dann lässt er mich durch eine starke Lupe die Fotos eines dreifüssigen hohen Ständers aus Kupfer betrachten, der mit Figuren verziert ist. Er sein in Basel, Kaufwert 180.000 Franken, kann vom Museum nur erworben werden, wenn Mäzene Beiträge leisten. – Römisch? – Nein, etruskisch. Drittes oder zweites Jahrhundert vor Christus. – Da herrscht aber schon Rom. Mir scheint, man sagt aus stilistischen Gründen oft etruskisch, wenn es eigentlich schon römisch ist; dieser Ständer weist auf die späteren, augusteischen Zierformen hin. Das Mediterrane mit seinen Stilmischungen als ästhetische Grundlage des werdenden Imperiums.

Der gedrungene Körper Rosenbaums ist halb hinter dem Schreibtisch verborgen. Der Kopf ist alles, jüdisch fleischig und geistig, der breite Mund erfahren lächelnd, der mächtige Schädel gedankenverbergend, die Augen hell, auf das Gegenständliche gerichtet. – Gibt es viele Fälschungen? – Ich habe so viele Erfahrungen gesammelt, dass ich mich selten täusche. – Aber es gibt Fälschungen, die nur durch wissenschaftliche Materialprüfung entdeckt werden können. – So ist es. Ro zählt die verschiedenen Verfahren auf. – Ob Madame Aline Valangin (Ro's erste Frau) demnächst 95 werde? – Am 9. Februar wird sie 93, präsent wie immer, höchstens wiederholt sie sich manchmal. – Aber Ro, und wir? Wenn ich etwas erzähle, eine Anekdote oder sonst was, unterbreche ich mich manchmal und frage, ob ich diese Geschichte schon einmal erzählt habe. – Natürlich, das kenne ich auch.

Ro hat einen Text von Montaigne vor sich, er list ihn mir vor. Eine Variante zum Leitmotiv Montaignes, philosophieren heisse sterben lernen. Man müsse, denkend, völlige Freiheit dem Tod gegenüber lernen, meint Ro. Er sei mehrmals nah am Sterben gewesen, er habe sich davor nicht gefürchtet. – Ich war es auch vor ein paar Jahren auf einer Intensivstation infolge einer nachoperativen Komplikation; ich hatte viel Blut verloren und stellte fest, dass meine völlige Schwäche zum Tod führen konnte, aber es war keine Furcht. – Nein, die soll man nicht haben. – Aber ich glaube nicht recht an Montaignes Ansicht, man müsse leben, um den Tod zu erlernen. Man lernt ihn nicht, man weiss nicht, was er ist. Er kommt von selber, irgendeinmal. Ich halte wenig von Vorbereitung auf den Tod; meinem kränkenden Bruder, der immerzu vom Sterben sprach, sagte ich einmal, man werde verrückt, wenn man ständig in Gedanken an den Tod lebt. Jeder stirbt, ob er kränkelt oder gesund ist. Solange man da ist, soll man ans Leben denken oder einfach leben, wie wenn es nichts anderes gäbe. – Ro selber lebt so wie immer, er ist Tag für Tag im Geschäft, tätigt Ankäufe, besucht die Antiquitätenmesse in Basel, macht jedes Jahr Aufenthalt in Berlin oder fährt nach Paris. Vorigen Sommer ist er von einem Dieb angefallen und zusammengeschlagen worden, worauf der Eindringling mit schnell zusammengerafften Antiquitäten verschwand.

Mir kommt eine hübsche Anekdote von Carlo Schmid in den Sinn. Mit vorsichtigen Worten versuchte er, den Bundeskanzler Adenauer, der hoch in den achzig war, dazu zu bewegen, seine Nachfolge zu regeln. Da habe Adenauer gesagt: „Ach, wissen Sie, Herr Schmid, in meinem Alter stirbt man nicht mehr.“ – Auf dem Rückweg kommt mir die alte Maria entgegen, die vor dreissig Jahren eine Schönheit war; sie serviert immer noch im Restaurant an der Piazza. Wir wechseln ein paar Worte. Maria: „La salute è la prima cosa.“

11. Januar. Rosenbaum ist ein Mann, mit dem man über alles reden kann. Er hat keine Vorurteile; man soll „nachurteilen“, sagte er einmal. Nicht sehr belesen, schon gar nicht in Philosophie, ohne rationales Denksystem. Ein Intuitiver, dem Jungs Tiefenpsychologie als Leitfaden diene. Auch Kerényis Mythenforschung hatte ihm Eindruck gemacht. Er nahm regelmässig an den Eranos-Tagungen teil. Solche Geister sind Antipositivisten und Antimaterialisten. Ro hatte als Rechtsanwalt praktiziert; im Riedel-Guala-Prozess in Burgdorf, einer cause célèbre, hatte er im Revisionsverfahren den Freispruch seiner des Giftmordes angeklagten Mandantin erlangt. Man müsse innerlich von der Unschuld eines Angeklagten überzeugt sein, um mit dem Plädoyer Erfolg zu haben. Ein anderer Fall: Ein Zahnarzt in Zürich war des Mordes an seiner Frau angeklagt. Ro war zunächst von der Unschuld seines Klienten überzeugt. Er besprach den Fall mit C.G. Jung, der diese Überzeugung nicht zu teilen vermochte. Daraufhin habe er selber Zweifel gehabt, und obgleich er auf Freispruch plädierte, sei der Angeklagte verurteilt worden. Er schrieb dieses Ergebnis seiner schwankend gewordenen Überzeugung zu, was die Geschworenen vermutlich gespürt hatten. Später wurde der gleiche Angeklagte im Revisionsverfahren rehabilitiert, da neue Fakten seine Unschuld an den Tag brachten. Ro selbst wurde infolge einer strafrechtlichen Verurteilung im Zusammenhang mit illegalen Waffenverkäufen an die spanischen Republikaner zur Zeit des Bürgerkrieges das Anwaltpatent entzogen. Es gibt intelligente und sensible Menschen, die nicht lebensklug handeln. Ro selbst hielt seine damalige Verurteilung für juristisch korrekt, aber er trug schwer an seinem beruflichen und finanziellen Zusammenbruch. Er



hat daraufhin einen Antiquitäten- und Kunsthandel im Tessin aufgebaut und sich damit bei Sachverständigen und Kunden Vertrauen erworben. Irgendwo ist er aber eine Abenteuernatur, ein Mensch am Rand der Gesellschaft; trotz Spürsinn und musischer Veranlagung stand er oft quer zum Leben. Zunehmendes Alter, geregeltes Tagwerk, eine dritte Heirat mit einer praktisch denkenden Frau, Liebe zur Echtheit von Kunstwerken und bei Menschen führten zu einer inneren und äusseren Verfestigung seiner unruhigen Natur. Rosenbaum steht zu seinem Judentum russischer Herkunft. Dass gerade er in der Schweiz der 1930er Jahre die Zielscheibe antisemitischer Angriffe war, hing nicht zuletzt mit seiner mangelnden Integrierung in die soziale Umgebung und deren Konventionen zusammen. Wenn behauptet wird, „Schützen“ seien taktlos, dann ist Ro ein richtiger Schütze. Was ist Taktlosigkeit? Sie wird auch mir angekreidet. Man bemerkt sie selber nicht, um so mehr schockiert sie die Mitmenschen. Im Grunde bedeutet sie, dass man nicht „im Takt“ durchs Leben geht, sondern auf eigene Art marschiert: nach der eigenen inneren Überzeugung, in einem selbst gesetzten Rhythmus. Man nennt solche Leute „Individualisten“. Sie verstehen einander, aber die Gesellschaft versteht sie nicht immer, weil es solchen Menschen oft Mühe bereitet, sich den gegebenen Verhältnissen anzupassen.

Wir sprachen miteinander in der alt gewohnten Weise, in der wir uns „aufs halbe“ Wort verstehen. Ro rühmte Alfred Häsler, der ethisch denke; er habe seine Fragen im Fernsehinterview „Zeugen des Jahrhunderts“ gut gestellt. Er habe mir seine politischen Fragen allerdings aus einer ethischen Gesinnung heraus gestellt, entgegnete ich; ob er, Ro, nicht wisse, dass Politik nicht nur aus ethischen Grundsätzen bestehe? Ironisch gab er mir recht: „Nein, nicht immer!“ Dass ich politisch zwischen den Fronten stehe, findet er selbstverständlich; ich sei, meint er, wirklich „freigesinnt“, anders als die „Freisinnigen“ im parteipolitischen Sinn. Ich habe mich oft mit Sozialdemokraten, zum Beispiel mit dem kultivierten und intelligenten ehemaligen Bundesrat Willy Spühler, leichter verstanden als mit bürgerlichen Politikern. Ro: Die Sozialdemokraten hatten immer eine Sehnsucht nach Liberalismus. Es sei besser, fügt er hinzu, dass ich mich nicht aktiv am politischen Leben in Zürich beteiligt habe. Ich sage, manchmal hätte ich bedauert, dass ich davon ausgeschlossen war.

Ich hatte Feinde. – Aber natürlich hat man Feinde! – Als ich meine Lebenserinnerungen schrieb, fragte ich mich, ob ich diese alten Streitsachen und Feindschaften erzählen soll; es gab einflussreiche Leute, die mir Schaden zugefügt haben. Aber dann sagte ich mir: Wozu? – Ja, wozu. – Golo Mann machte mir den Vorwurf, ich sei in meinen Memoiren nicht boshaft. – Du bist nicht boshaft. – Das ist die Frage. Ich konnte grollen, ich konnte auch hassen. Aber nun war ich alt, ich mochte alten Ärger nicht aufwärmen. Ich hatte Distanz gewonnen. – Spöttisch lächelnd meint Ro: Man wird milder. – Wir lachen. Ja, die Milde des Alters. Immerhin, es gab den Stachel, den man kaum mehr spürt. Alte Leute sind bekanntlich nicht mehr sehr schmerzempfindlich. Was für den physischen Schmerz gilt, mag zwar für den seelischen, den gefühlsmässigen Schmerz nicht ganz zutreffen. – Nein, sagt Ro, es bleibt von früheren Wunden immer etwas übrig. – Ja, immer. Aber das ist kein Grund zu öffentlichen Anklagen, nicht einmal zu Bosheiten.

Diese Rede und Gegenrede, die zu meinen Asconeser Aufenthalten gehört, begann 1945. Damals, kurz bevor ich im April den Operationen der französischen Ersten Armee in Baden und Württemberg folgte, hatte ich Ascona entdeckt und Wladimir Rosenbaum kennen gelernt. Seither komme ich jedes Jahr hierher.

12. Januar. Ich las das Geschriebene durch, es ist nicht alles. Rosebaums Vater, ein russischer Rechtsanwalt und Duma-Abgeordneter, schickte sein Kind zur Zeit der zaristischen Judenpogrome in die Schweiz. In Lausanne besuchte der Knabe die Schulen. Als er nicht begreifen konnte, dass er an einer Kindereinladung nicht teilnehmen durfte, wurde er belehrt, ein Judenbub werde eben nicht eingeladen. Dieses Trauma verursachte schwere Entwicklungsstörungen des Knaben. Später kam er in das Landerziehungsheim Schloss Glarisegg, eine Lehranstalt für Söhne begüterter Eltern. Er kannte dort Carl Burckhardt, der etwas älter war, und befreundete sich mit Friedrich Glauser. Sein Berndeutsch lernte er während des Studiums an der Berner Universität. Als wir einmal über die Eigenschaften und Besonderheiten der Berner sprachen, sagte er: „Es sy rächti Lüt.“ Diese erdhafte Solidität, Zuverlässigkeit und Rechtschaffenheit des bernischen Menschenschlages, der auch stur sein kann, hat immer mein Vertrauen gehabt; einige von uns sind weggezogen, die Künstler Hubacher, Morgenthaler, Itten, die Schriftsteller Rychner, Glauser, Dürrenmatt, Nizon, auch einige Wissenschaftler usw. Ro's erste Frau, Aline, war die Tochter von Welschbernern. In Zürich bildete das Paar einen Mittelpunkt für Schriftsteller und Künstler. Von der „Fronten“-Bewegung wurde dieser Rechtsanwalt öffentlich angegriffen; ihre Zeitung titelte in fetten Lettern „Der Jude Rosenbaum“ – ehe ihm zur Zeit des spanischen Bürgerkrieges das Waffengeschäft zum Verhängnis wurde. Wie viele Juden ist auch Rosenbaum eine zutiefst konservative Natur. Das hat mir politischen Stellungnahmen nicht viel zu tun. Es ist ein instinktiver, lebenserhaltender Konservatismus. Das Judentum hätte die zweitausend Jahre in der Diaspora nicht überlebt, wenn es nicht in seinem tiefsten Wesen bewahrenden Sinnes gewesen wäre. Was wiederum mit seiner Religion nicht identisch zu sein braucht. Für Ro sind die mythologischen Vorstellungen aller Religionen nicht anderes als „Materialisierung“ innerweltlicher religiöser Erfahrung. Keine seiner drei Frauen war (ist) Jüdin. Seine beiden Töchter heirateten im Tessin. Übrigens war Rosenbaum Korporal in einem Tessiner Bataillon. Er hat im Ersten Weltkrieg am Gotthard achtundhundert Dienstage absolviert. Seit dem Monte Verità und seit de Dadaisten war Ascona eine Zufluchtstätte für Künstler, Schriftsteller, Emigranten, Nonkonformisten, für verkrachte Existenzen, Rentner und Pensionisten, auch für Buch- und Kunsthändler und für Boutiquebesitzer. Rosenbaum galt in dieser entwurzelten Kleinwelt als eine Art Orakel. Der Antiquitätenhändler



wurde für vieles um Rat gefragt, das mit seinem Geschäft nicht zu tun hatte. Er bekannte mir einmal, er habe immer für Aristokraten etwas übriggehabt – in seiner Rede zur Eröffnung des Museums Marianne von Werefkin wies er auf die Bedeutung hin, die ihre gesellschaftliche Herkunft für den Werdegang dieser russischen Malerin hatte. Auch Jawlenski lebte damals in Ascona. Ich fragte mich manchmal, ob in der inneren Zusammensetzung von Rosenbaums Persönlichkeit das Russische nicht ebenso stark oder stärker ist als das Jüdische. Eine geistige Absolutheit mit Feinnervigkeit gepaart, Gutmütigkeit und Grosszügigkeit, die Grobheit und Aggression nicht ausschliesst, eine Unangepasstheit an das spezifische Westliche ist nicht jüdische Art. Er mochte die schweizerischen Juden nicht, denen er ihre Vorsicht und ihre Anpassung an die landläufigen Verhältnisse vorwarf; er nahm aber meines Wissens auch nicht an ihren Gemeinschafts- und Gemeindeangelegenheiten teil. Asconeser Freunde spotteten, wenn Ro mehr als vierzehn Tage in Israel bliebe, würde er zu seiner Frau sagen: „Es gibt zu viele Juden hier, gehen wir nach Hause!“ Derartige Bosheiten haben so etwas wie eine ungerechte Aussagekraft. Als er sich eine deutsche Rundfunkmitarbeiterin, die die Zerstörung von Berlin miterlebt hatte, zur Frau nahm, bemerkte ich eine gewisse Zurückhaltung im hiesigen Emigranten- und Bohème-Milieu. Ro's Bekanntenkreis erweiterte und veränderte sich. Man sollte nicht „die“ Deutschen und „die“ Juden sagen, meint er. Das ist vernünftig und gerecht, aber man schafft sich damit nicht nur Freunde.

Rosenbaum dürfte in seinem langen Leben ebenso beliebt wie verhasst gewesen sein. Er kannte eine Menge Menschen. Aber kannten sie ihn? Er gehört zu einer seltenen Spezies, die man nie ganz erforschen und verstehen kann. Unsere persönlichen Beziehungen waren immer ungetrübt. Aber wer nur auf das abstellt, was er selber für wesentlich und wahr hält, kann gelegentlich auch danebengreifen. Solche Naturen sind schwer einzuordnen. „Ein Erdenrest zu tragen peinlich“ haftet auch diesem Mann an. Er gab zu reden, er hatte eine Aura, er stiess ab und zog an. Geniesst Ansehen als Kunstkennner. Er blieb sich selber treu. Das ist nicht wenig.